Verbreitung: Westküste, vermutlich auch Nord- und Ost-Küste des Victoria Nyansa.

Typus: ♂ Bukoba, 3. I. 1891. Emin leg. Mus. Berlin No. 29198.

Bei den Formen der *Estrilda astrild* sind zwei Hauptgruppen zu unterscheiden.

I. Mit blutrotem Längsstrich auf der Unterseite: *astrild*, *damarensis*, *cavendishi*, *nyassae*, *minor*, *massaica* (? *sanctae helenae*, mir unbekannt).

II. Ohne blutroten Längsstrich auf der Unterseite: *peasi nyansae*, *occidentalis*, *angolensis*, (? *souzae*, mir unbekannt).

Anthoscopus rothschildi nov. spec.

Sehr ähnlich dem *Anthoscopus sylviella* Rchw., und *Anthoscopus sharpei* Hart., welche Arten möglicherweise zusammenfallen, aber mit ersterem verglichen ist die Oberseite reiner aschgrau, und die Stirn stärker ockerfarben. Hingegen sind Bürzel und Oberschwanzdecken nicht ockerfarben verwaschen. Die Unterseite ist erheblich blasser ockergelb als bei *sylviella*. Ferner ist die Art viel kleiner Fl. 51½ mm.

Nur 1 Exemplar:

♀ Simba. Englisch Ost-Afrika 18. I. 1906.

Vogelleben auf Süd-Georgien.[1]

Von Dr. A. Szielasko.

Es war im Juni 1906. Unser Personendampfer „Santos", mit dem ich als Schiffsarzt eine Fahrt nach Brasilien unternommen hatte, befand sich auf der Heimreise und fuhr die portugisische Küste entlang in die Mündung des Tajo hinein. Schon war der Häuserkomplex von Lissabon, terassenförmig aufgebaut, unter dem ewig heitern Himmel Portugals sichtbar, so dafs die Türme und Zinnen der herrlichen Stadt weithin blitzten und glitzerten, als das Zollboot mit Postsachen auf uns zugedampft kam und uns nach langer Zeit wieder einmal Nachricht von Hause brachte. Unter anderen Briefen aus der Heimat erhielt ich auch einen solchen von Prof. Braun, dem Direktor des zoolog. Museums in Königsberg, der mich fragte, ob ich eine norwegische Walfischfang-Expedition nach dem südlichen Eismeer als Arzt und Ornithologe begleiten wollte.

---

[1]) Vergl. auch: Pagenstecher. Die Vögel Süd-Georgiens. Jahrb. d. wissen. Anst. Hamburg 1885., v. d. Steinen, Beobachtungen über das Leben der Robben und Vögel auf Süd-Georgien. Ereign. d. deutschen Polarexped. Allgem. Teil. Bd II. Andersson, Naturbilder aus Süd-Georgien. Antarctic Bd II. Duse, Unter Seehunden und Pinguinen.

Das war mehr als ich erwarten konnte. Schon als Knabe hatte ich ja von den öden und kalten Polargegenden geträumt, hatte die Berichte über erlittene Mühen, Entbehrung und Not der Polarfahrer mit gröfstem Interesse gelesen und sollte nun selbst im Lande der Mitternachtssonne tätig sein. Die Fahrt von Lissabon nach Hamburg kam mir unendlich lang vor, und der Weg von Hamburg nach meiner ostpreufsischen Heimat schien selbst mit dem D-Zuge nicht schnell genug zurückgelegt werden zu können. Hier angelangt, setzte ich mich sofort mit der norwegischen Walfischfang-Gesellschaft in Verbindung und hatte die Freude, schon im August eine zusagende Antwort zu erhalten. Dann eilte ich über Stettin — Kopenhagen — Christiania nach Sandefjord, von wo die Expedition ausgehen sollte.

Alles war noch in fieberhafter Tätigkeit, um unser grofses Transportschiff Fridtjof Nansen und die beiden kleinen Fangschiffe Suderö und Norröna zur Abfahrt fertig zu stellen. Mir wurde auf dem Fridtjof Nansen eine Kajüte, das Lazaret und der Baderaum als Laboratorium zur Verfügung gestellt. Endlich konnten wir am 20. September Norwegen verlassen, am 25. wurde Anker bei Cardiff in England geworfen, um 58000 Zentner Kohlen für die ganze Hin- und Rückreise einzunehmen. Am 10. Oktober machten wir bereits einen Ausflug in die Berge von Teneriffa, am 14. konnte ich bei den Capverden die erstaunliche Flugkraft von *Tachypetes aquila* bewundern, wie die Vögel mit Blitzesschnelle nach den fliegenden Fischen in die Meereswogen stiefsen. Am 20. wurde die brasilianische Verbrecherinsel Fernando Noronha an der Ostspitze von Südamerika passiert, und am 2. November nahmen wir bei Maldonadoin Uruguay Abschied von der zivilisierten Welt.

Es war eine herrliche Nacht, in der wir dem Festlande von Südamerika Lebewohl sagten. Vom klaren Sternenhimmel warf der Mond auf die leicht bewegte Oberfläche des Meeres sein volles Licht, das wie ein breites, goldenes Band vom Schiffe bis zum Horizont zu reichen schien. Weithin blitzten die Feuer der Türme von Maldonado und der kleinen Lobosinsel; und rings um das Schiff im Wasser ein Meerleuchten, wie ich es schöner nicht mitten in den Tropen gesehen habe. Es glitzerte und flammte wie von tausenden kleiner Leuchtkörper und Funken, die schnell erloschen, um gleich darauf an anderer Stelle wieder zu erscheinen. Schnell entschwand das Land unsern Blicken, das Feuer der Leuchttürme war das Letzte, woran das Auge noch eine Zeit lang gefesselt blieb, endlich erlosch auch sein schwacher Schimmer. —

Unsere Schiffe nahmen nun den Curs auf Süd-Georgien im südlichen Polarmeer. Am 4. November folgten dem Kielwasser die ersten weisen Albatrosse (*Diomedea exulans*) und stürzten sich gierig auf die Abfälle von Brod und Fleisch, die wir über Bord warfen. Es sind Sturmvögel in des Wortes wahrster Bedeu-

tung. Bei ruhiger See zeigten sich nur wenige Albatrosse, aber sobald ein Sturm im Anzuge war, umschwärmten sie plötzlich, wie durch Zauber herbeigerufen, das Schiff mit gewandten, schwebendem Flug. So geschah es auch am 6. November, als uns ein echter Polarsturm vom Wege abtrieb. Kein Albatroſs war anfangs sichtbar; doch schon tauchten einige am fernen Horizont als weiſse Flecken auf, als auch der erste Stoſs des Sturmes erfolgte. Sausend traf er die Schiffe und drückte sie von einer Seite auf die andere, so daſs die haushohen Wellen mit Gepolter über Deck schlugen. Der Fridtjof Nansen ächzte und stöhnte, das Tauwerk und die Masten knarrten, und der Sturm der gegen Mittag die Stärke von N: 9 erreichte, brüllte mit den Commandorufen um die Wette. Schnell verfinsterte sich der Himmel, es fiel Schee, und bald war das Schiff mit einer Eiskruste bedeckt. Aber in mitten des Tobens der Elemente versuchten sich die Albatrosse in ihren graziösen Flügen. Mit einer Flügelspannung von ca. 2 m schwebten sie den Wellenberg hinauf, das Wellental hinab, ohne sich im mindesten die Flügel zu benetzen. So folgten sie stundenlang dem Schiffe. Von anderen Sturmvögeln waren nur noch etwa 10—15 Stücke von *Oceanites oceanicus* sichtbar.

Erst am 8. November beruhigte sich das aufgewühlte Meer so weit, daſs wir wieder auf Süd-Georgien zusteuern konnten. An diesem Tage trafen wir auch die ersten schwimmenden Eisberge an, es waren die ersten Boten, die uns Grüſse aus dem eisigen Süden brachten.

Der 9. November brachte einen Wechsel in die uns umschwärmende Vogelwelt. *Diomedea exulans* zeigte sich jetzt nur noch in wenigen Exemplaren und wurde durch *Ossifraga gigantea* ersetzt, die in ziemlicher Anzahl unsern Schiffen folgten. Dazu gesellten sich die bunten Captauben (*Daption capense*) und die zierlichen Taubensturmvögel (*Prion turtur*), die sich in nächster Nähe des Schiffes auf den Wellen niederlieſsen, um herabgeworfene Brocken aufzufangen. Sie taten so vertraut, als wenn das südliche Eismeer recht häufig von Schiffen befahren würde, von denen sie oft ihre Leckerbissen zugeworfen erhielten. Ganz vereinzelt zeigten sich auch einige Stücke von *Majaquaeus aequinoctialis*, deren Erscheinen in mir die Vermutung wach rief, daſs wir uns einem Lande näherten. Diese Annahme sollte sich als richtig erweisen.

Schon am nächsten Tage, am 10. November, bekamen wir Süd-Georgien selbst in Sicht. Trotz aller Spannung war der erste Eindruck doch ein überraschender. Ich stand vor einer neuen, fremdartigen Welt. Die Luft war kalt, fast winterlich. Der Himmel war trübe und zeichnete sich wenig von dem toten Grau des Meeres ab, das sich in unermeſslicher Ferne nach Westen, Norden und Osten ausdehnte, und aus dem hier und dort ein riesiger Walfisch einen langen Wasserstrahl in die Höhe schoſs.

Nach Süden hatte sich indefs die Scenerie verändert. Da tauchte die seltsamste Landschaft auf, die ich je gesehen. Eine weifse Felsmauer, nur stellenweise mit graublauer bis schwarzer Zeichnung, erhob sich meilenweit schroff aus dem Meer, gedeckt von einer langen Kette gigantischer Eis- und Schneepyramiden, die teils unmittelbar in den dunkeln Himmel hineinragten, teils von Nebel und leichtem Gewölk eingehüllt waren. Nirgends ein Zeichen von Vegetation, nur Felsen, Eis, Schnee und Meer. Oft erhob sich der Fels unvermittelt aus dem Meere und verschwand ebenso unvermittelt in den Gletscherfeldern, die wie eine breite, geebnete Strafse sich bald direkt in das Meer hineinschoben, bald in schwindelnder Höhe eine geringe Strecke frei über den Fels hinausragten und jeden Augenblick abzubrechen und in die Tiefe zu stürzen drohten.

Welch ein Gegensatz zwischen den frischen, lebensvollen Bildern, die in den letzten Wochen an mir vorüberzogen, und diesem Eispalast, der sich unter Feuersglut durch vulkanische Tätigkeit aus der Tiefe des Oceans emporgehoben hatte!

Wir alle wurden beim Anblicke von Süd-Georgien in die froheste Stimmung versetzt. Die lange Fahrt war zu Ende, und unsere eigentliche Arbeit konnte nunmehr beginnen. Aber noch an demselben Tage sollten wir erfahren, dafs die Schilderungen von Not und Elend der Polarfahrer auf Wahrheit beruhen, und dafs es schwer ist, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der die unerforschten Gegenden unserer Erde deckt.

„Der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen!“

Es war 4 Uhr Nachmittags am 10. November. Wir hatten uns der Insel bereits auf ungefähr 6 Kilometer genähert. Nichtsahnend safs ich in meiner Kajüte und war mit der Führung meiner Tagebücher beschäftigt, als plötzlich ein gewaltiger Stofs, ein kurzer Ruck erfolgte, der den ganzen Fridtjof Nansen bis in das Innerste erzittern liefs. Oben auf dem Deck wurden Stimmen laut, ich eilte hinauf und fand viele Männer versammelt, die sich gegenseitig mit schreckensbleichen Gesichtern anstarrten. Da — jetzt noch ein Stofs, und mit lautem Krach brach das stolze Schiff in drei Teile, so dafs das Wasser mit gurgelndem Tone in den Schiffsraum drang. Wir waren auf unterseeische Felsen geraten, die auf unserer Navigationskarte nicht verzeichnet standen, und das Schiff war im Begriff zu sinken.

Im Nu herrschte grofse Verwirrung und ein wüstes Durcheinander. Zwei Feuermänner, die unten im Heizraum tätig waren, wurden von den hereinbrechenden Wassermassen niedergeworfen und ertranken. Ein kranker Mann, der hilflos in seinem Bette lag, hatte dasselbe Schicksal. Ich selbst begab mich zu dem nächst stehenden Rettungsboote, an dem bereits mehrere Männer tätig waren, um es flott zu machen. Ich half das Boot

über Bord schieben, sprang hinein, und im nächsten Augenblick schwankten wir auf den Meereswellen. Die auf dem Schiff zurückgebliebenen Männer drängten sich, rissen und zerrten an den Booten, die nicht frei zu bekommen waren; denn schon sank das Hinterteil des Schiffes mit unglaublicher Geschwindigkeit, während sich das Vorderteil in die Höhe aufbäumte. Alles erfolgte so schnell, dafs von 9 Rettungsbooten nur 2 flott gemacht werden konnten, und sich der gröfste Teil der Mannschaft, schnell entschlossen, in die eisigen Fluten stürzen musste.

Hier spielten sich die entsetzlichsten Scenen ab. Ein jeder fafste nach dem, was er gerade vor sich sah, nach einem treibenden Balken, Brett, ja selbst nach den kleinsten Gegenständen; denn der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm. Dabei hörte man wenige Hilferufe, die plötzlich einwirkende Kälte hatte jeden zum Schweigen gebracht. Ungefähr 20 Schritte von dem Fahrzeug entfernt, in welches ich mich gerettet hatte, kämpfte ein Mann verzweifelt mit den Wogen, um zu uns zu gelangen. Mit verzerrtem Gesichtsausdruck und kurzem Schrei sank er in die Tiefe.

Auch ich blieb von einem unfreiwilligen Bade nicht verschont. Zweimal schlug unser Fahrzeug um und warf uns ins eiskalte Wasser, aber schliefslich war es mir mit 7 andern Gefährten doch gelungen, im Boote Platz zu nehmen, wenn es auch mit Wasser bis an den Rand gefüllt war. Da das Meerwasser wegen des hohen Salzgehaltes ein gröfseres specifisches Gewicht besafs, konnte das Fahrzeug nicht sinken. Da safsen wir nun bis an die Brust im Wasser, und der kalte Wind aus NNW. pfiff dazu ein Frühlingslied und warf uns die Meereswogen zur Abkühlung über die Köpfe.

In 6 Minuten war von dem grofsen Fridjof Nansen nirgends mehr eine Spur zu sehen, nur treibende Fässer, Balken, Bretter und schiffbrüchige Menschen deuteten auf die Stelle, wo er seinen Untergang gefunden. Ich wandte mich ab und sah nach dem Lande hin, das uns jetzt Zuflucht bieten sollte, aber kalt und starr ragten die schneebedeckten Berge in die Luft, und über uns kreisten und kreischten hungrige Seevögel, welche willkommene Beute witterten. Ja — die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand!

Während der ganzen Zeit hatten unsere beiden kleinen Begleitschiffe, die stets in der Nähe waren und das Sinken des Fridtjof Nansen sofort bemerkten, viel mit den Rettungsarbeiten zu tun. Endlich, nach ca. 15 Minuten näherte sich ein Begleitschiff und nahm uns auf, die wir vor Kälte zitterten und starr vor Frost waren. Unten in der Kajüte gab es dann heifsen Grog und trockene Kleider, oder trockene Tücher, Lappen, Bettdecken und dergl. mehr zum Einhüllen. Dann wurden die Geretteten gezählt, es fehlten neun Mann, die in den Wellen ihren Tod gefunden.

Nun ging es unter Volldampf nach der „Kochtopfbucht", wo seit zwei Jahren ein norwegischer Schiffskapitän Larsen mit seinen Brüdern im Auftrage einer argentinischen Gesellschaft, abgeschlossen von jedem menschlichen Verkehr, eine feste Walfangsstation leitete. Wir wurden in aufserordentlich liebenswürdiger Weise aufgenommen und auf das Bereitwilligste mit Kleidern, Wohnung und Speisen versorgt. Hier hatte ich dann auch Gelegenheit, vier Wochen zu verweilen und mir über die Natur dieser merkwürdigen Insel einige Kenntnisse zu erwerben. —

Süd-Georgien liegt ungefähr unter 54° südlicher Breite und 37° westlicher Länge und ist ca. 175 km lang und an der ausgedehntesten Stelle gegen 40 km breit, und etwas gröfser als das Herzogtum Braunschweig.

Es ist ja natürlich, dafs bei den verhältnismäfsig milden Temperaturen von Süd-Georgien (ca. + 12° C. im Sommer und — 12° C. im Winter. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 1,4° C.) gegenüber den anderen Südpolarländern in höheren Breiten Eis und Schnee nicht immer und nicht überall die Insel bedecken können. Als ich nach Süd-Georgien kam, hielt gerade der Sommer seinen Einzug in das Land, und das monotone Bild, das sich beim ersten Anblick zeigte, erhielt ein anderes, ein freundlicheres Gepräge. An besonders vortretenden Stellen wichen vor den matten Strahlen der Sonne grofse Schneemassen, deren Wasser in zahlreichen Sprüngen die Stufen der vortretenden Riffe und Felsplatten passierte. Schnell füllten sich die Gebirgsbäche und Flüsse mit klarstem Gebirgswasser und schossen mit solcher Kraft demMeere zu, dafs Steine von der Gröfse eines Menschenkopfes mit fortgerollt wurden. In grofser Ausdehnung erschienen nun grüne Moosrasen und dichte Grasbestände, auf denen sich träge See-Elefanten sonnten und Schwärme von kreischenden Seevögeln tummelten und zum Nestbau schritten; denn auch in Süd-Georgien war, trotz des umgebenden Schnees die Liebe in die Herzen aller Lebewesen eingezogen und mahnte an die Einrichtung der Kinderstuben. Überall am Meere Leben und Treiben und eifrigste Geschäftigkeit. Nur die hohen, alten Bergesriesen schlummerten weiter, die Sonne vermochte nicht deren schützende Eis- und Schneehüllen zu schmelzen. —

Wer jedoch das Tier- und besonders das Vogelleben auf Süd-Georgien in seiner Vielseitigkeit am Meere, aber auch die grofsartige, alles Leben verneinende Monotonie des Hochgebirges kennen lernen will, den fordere ich auf, einen Ausflug mit mir, wenn auch nur im Geiste, zu machen. —

Aus angenehmen Träumen von Walfischen, See-Elefanten und Pinguinen erwachte ich an einem kalten, trüben Sommertage und legte die wenigen Kleider an, die ich als Schiffbrüchiger besafs. Sie bestanden aus einem Paar Strümpfe, deren Sohlen bereits durchtreten waren. Aber das störte nicht. Ich zog die

Strümpfe soweit herunter, dafs eben die Schäfte die Stelle der Sohlen vertreten mufsten. Hurtig schlüpfte ich in ein Paar ausgezeichneter Beinkleider, die im Sitz bereits einen grofsen Flicken besafsen und noch am vorigen Tage unten ausgefranzt waren, aber, Dank meines angeborenen Schneidertalents, mit Scheere, Schiffszwirn uud besonders mit Bindfaden bearbeitet, recht solide aussahen. Ein Paar fester, langer Wasserstiefel, ein dicker Wamsrock und eine bis über die Ohren gezogene Filzmütze vollendeten das Bild eines Naturmenschen.

Einen ganz besonderen Genufs versprach ich meiner Nase zu bereiten. Ich hatte mein einziges Taschentuch am letzten Abend höchst eigenhändig gewaschen, und führte es nun mit Stolz an mein Riechorgan. Jetzt lieh ich noch von einem Arbeiter einen Kartoffelkorb, um darin Vogeleier, Muscheln, Pflanzen, Mineralien u. dergl. zu sammeln, ergriff einen derben Knotenstock und trat aus dem einfachen Holzgebäude, das uns zur Wohnung diente, ins Freie.

Pfeifend jagte der Westwind ganze Schneewolken durch die Gebirgsschluchten in unser kleines Tal hinab, wo zwei hölzerne Wohngebäude und drei Fabrikschuppen die Walfischfang-Station des Schiffskapitäns Larsen bildeten.

Schon an der Station selbst fand ich ein reges Leben. Hier wurden erbeutete Walfische auf das Land gezogen und ihrer ganzen Speckschicht beraubt, um hieraus ein wertvolles Öl zu gewinnen. Die vom Speck befreiten Kadaver der Wale finden weiter keine Verwendung, die Meereswogen sorgen dafür, dafs sie an die verschiedensten Stellen der Insel angetrieben werden, wo sie dann tausenden von Seevögeln zum Raube fallen. Das Fliegen, Schreien, Beifsen, Balgen nimmt kein Ende, und mit wahrhaft sinnverwirrendem Lärm wurde ich umschwärmt, sobald ich mich einem solchen Futterplatze näherte.

Die raufiustigsten und gierigsten von allen Vögeln sind hierbei die braunen Raubmöwen (*Megalestris antarcticus*). Sie haben stets Hunger und schlingen alles hinunter, was gerade gefunden wird. Sie stehen auf den Walkadavern und hacken mit Kraft in das Fleisch, sie zerren daran mit entgegen gestemmten Füfsen und zurückgebogenem Halse, bis sie einen längeren Streifen abgerissen haben. Aber sofort ist ein neidischer Nachbar zur Stelle, um dem Kameraden den leckeren Bissen zu entreifsen. Mit nach hinten erhobenen Flügeln, mit weit aufgesperrtem Schnabel schreien sich beide Gegner an, während der abgerissene Fleischfetzen zwischen ihnen liegt. Doch plötzlich ergreift die mutigere von beiden den Bissen, wütend hackt die andere mit Gekreisch nach der Feindin, aber schon fliegt die erstere mit der Beute davon, läfst sich ruhig am steinigen Strande nieder und würgt mit gieriger Hast, mühsam nach Luft schnappend, das Fleisch herunter, so dafs der lang vorgestreckte Hals wie eine dicke Wurst erscheint. Aber unergründlich scheint der Magen

dieser Vögel zu sein; denn schon fliegt die Raubmöwe zum Walkadaver zurück, und das Zanken und Zetern beginnt von neuem.

Die hurtigen, nie rastenden Captauben (*Daption capense*) stellen sich an der reichbesetzten Tafel nach den Raubmöwen am zahlreichsten ein. Ich habe diese Species auch nirgends anderswo auf der Insel angetroffen, als gerade hier in nächster Nähe der menschlichen Ansiedelungen. Aber hier sind sie auch recht zahlreich, in ca. 500 Exemplaren vertreten. Nie konnte ich ihre Brutplätze entdecken, und nie habe ich sie auf dem Lande beobachten können. Die Art, wie sie ihre Nahrung zu sich nehmen, ist sehr merkwürdig. Sie verlassen nie das Wasser, in gröfseren Gesellschaften nähern sie sich schwimmend den Walkadavern und zupfen mit ihrem kleinen Schnabel winzige Brocken ab, die sie schnell verschlingen; denn auch bei ihnen ist die Zanksucht um die erhaschte Beute grofs. Hauptsächlich machten sie sich an den schwimmenden, mit Gas gefüllten Eingeweiden zu schaffen, die sie leichter als das muskulöse Fleisch bearbeiten können. Die Captauben genossen bei allen anwesenden Menschen eine so grofse Liebe und Verehrung, dafs nie eine von ihnen geschossen wurde.

Ein sehr seltener Besucher der Kadaver, den ich überhaupt nur in zwei Exemplaren beobachtet habe, ist *Chionis alba* gewesen. Beide Stücke fielen mir durch ihr Laufen oder taubenhaftes Trippeln am Strande in nächster Nähe der Station auf. Hier hielten sie sich stundenlang auf, um die Kadaver oder die am Strande liegenden Muscheln zu untersuchen. Manchmal setzten sie sich auf das Dach des Entenstalles und trippelten hier wie die Tauben die Dachfirste entlang.

Da die ganze Umgebung des Strandes mit diesen Kadavern der Walfische bedeckt ist, haben sich auch hier unzählige Ratten angesiedelt, welche mit den Transportschiffen der Station nach Süd-Georgien eingeschleppt worden sind. Sie sind so massenhaft vertreten, dafs das dünne Erdreich, welches die Abhänge der Berge deckt, weithin unterminiert ist. Die Ratten sitzen am hellen Tage auf den Kadavern der Wale und lassen sich hier auch durch die Gegenwart von Menschen bei ihren ekelhaften Mahlzeiten nicht stören. Auch das Innere der Wohnräume beherbergt diese schädlichen Tiere. Abends wurde ich durch das Rumoren und eintönige Nagen der Ratten in Schlaf versetzt und Nachts dadurch wieder aufgeweckt, dafs sie mir über das Gesicht liefen.

Ein reiches Tierleben in nächster Nähe der menschlichen Ansiedelungen! Die Vögel scheinen es zu wissen, dafs die Walkadaver ihnen gehören und sie dulden auch keinen Eindringling in ihrem Revier. Auch mich verfolgten sie noch mit Geschrei, als ich mich schon eine Strecke weit entfernt hatte.

Die Gegend, durch welche ich wanderte, nahm jetzt einen anderen Charakter an. Der nackte Schieferfels trat so dicht an das Meer, dafs nur ein schmaler, mit Steinen bedeckter Weg übrig

blieb. Die Steine waren von den stets bespülenden Wogen abgenagt und so geglättet, dafs ein schnelles Vorwärtsschreiten schwierig erschien. Dabei trieb mir der scharfe Westwind den Schnee in das Gesicht, dafs ich mich oft umwenden mufste, um Atem zu holen. Von der Meerseite rollte die Brandung dumpf heran, und spritzte weifsen Schaum entgegen. Doch unbekümmert um Sturm und Wogendrang übten die rauchbraunen Albatrofse *(Diomedea fuliginosa)* über dem Wasser die gewandten Flüge. Ihr Flug ist wohl das Vollendetste, was ich in dieser Beziehung kennen gelernt habe. Selten bekommt man einen Flügelschlag zu sehen, es ist ein Schweben, Gleiten und Wiegen. Mir war es, als ob diese Vögel von einem Etwas in der Luft getragen wurden. Unwillkürlich fielen mir die Strophen der „Liebesschaukel“ ein:

„Engelchen lasse dich wiegen,
Wiegen im Sonnenschein,
Sieht man die Englein so fliegen,
Glaubt man im Himmel zu sein.“

Auch ein Raubvogel schwebt ja bekanntlich eine Zeit hindurch ohne merkbaren Flügelschlag, aber es geschieht dieses mehr mit einförmiger, wagerechter Flügelspannung, während bei *Diomedea* oft die gewandtesten Flugbewegungen mit zur Wasseroberfläche senkrecht gerichteter Flügelhaltung ausgeführt werden. Mit spielender Leichtigkeit wiegt sich der Vogel von der einen nach der anderen Seite hinüber, so dafs bald diese bald jene Flügelspitze in das Wasser zu tauchen scheint. Es ist ein Baden im Aether!

Vergebens versuchte ich zu ihren Nistplätzen zu gelangen, die ca. 50 Meter über dem Meeresspiegel sich auf den Absätzen steil abfallender Felswände befanden und von vorspringenden Felsblöcken überdacht waren. Meine Ausrüstung bezüglich der Kleider war jedoch nach dem Schiffbruche eine so mangelhafte, dafs ich derartige Kletterpartieen nicht wagen durfte.

Zusammen mit *Diomedea fuliginosa* habe auch ich eine *Oceanites* in mehreren Exemplaren über dem Wasser beobachten können, welche Species es aber gewesen ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, ich vermute, dafs es *melanogastra* gewesen ist.

Auf meiner Wanderung längs dem Meere wurde ich jedoch plötzlich aufgehalten. Ich stand vor einer Felsmauer, die jede Fernsicht hinderte und steil in das Meer abfiel. Der schmale Weg zwischen Wasser und Fels war von mächtigen herabgestürzten Blöcken gesperrt. Umgehen konnte ich den Felsen nicht; denn überall stieg das Gestein steil empor. Ich mufste daher über die Blöcke turnen. Als ich jedoch vorsichtig, mich mit dem Stocke stützend, teils schreitend teils springend glücklich hinüber gelangte, lag vor mir eine herrliche Landschaft ausgebreitet.

Soweit der Blick des Auges nicht durch die in der Ferne sich erhebenden, dunkeln und wild zerrissenen Gebirgspartieen aufgehalten wurde, erstreckte sich, nur wenige Meter hoch, eine Ebene mit saftigem Grün bedeckt, das stellenweise von durch-

weichten Schneemassen und wenigem Geröll unterbrochen und von einem viel geschlängelten und geteilten Flusse durchzogen wurde.

Die Flora von Süd-Georgien ist natürlich nicht reich. Kein Baum, kein Strauch war hier zu sehen, nur niedrige Gewächse, die sich weniger durch Artenzahl, als besonders, wie auch bei der Tierwelt, durch Individuenreichtum auszeichneten. Es gibt nur Flechten, Algen, Moose und ca. 13 Blütenpflanzen. Es sind nicht ansehnliche Blumen, aber desto anziehender wirken sie in dieser Umgebung und bei diesem Schneetreiben durch ihre schlichte, bescheidene Einfachheit.

Nur das Tussokgras erreichte als höchste Pflanze Süd-Georgiens die respectable Höhe von einem Meter. Es bildet dichte Büschel, die bis 1 Meter breit werden und gegen $^1/_2$ bis 1 Meter von einander abstehen, so dafs man zwischen den einzelnen Büscheln wie auf Wegen hindurch gehen kann.

Das Tussokgras, einige andere niedrige Kräuter und die Moosarten stehen zu weiten, ausgedehnten Rasen zusammengedrängt, und dort, wo der Fels den Sonnenstrahlen besonders ausgesetzt ist, ziehen sich die grünen Matten ziemlich hoch hinauf. Mit der Entfernung vom Meere nach dem Innern und vom Meeresniveau in die Höhe, nimmt das Tierleben, wenigstens das der Wirbeltiere, sehr rasch, das Pflanzenleben allmählich ab. Die Arten werden kümmerlicher und spärlicher, bis in einer Höhe von ca. 700 Meter jegliches Leben erloschen ist.

Noch stand ich, in den Anblick des erfrischenden und belebenden Grüns versunken, als ein kleiner Vogel, ein *Anthus antarcticus*, aus einem Grasbüschel aufflatterte und in der Luft nach Lerchenart aus voller Brust sein Lied anstimmte. Welche Kraft und Fülle, welche wohlklingenden Strophen, und alles dieses inmitten des Schneegestöbers und steifen Westwindes! Wovon lebt dieser kleine Sänger Süd-Georgiens im Winter, wenn der Schnee ein Meter hoch die ganze Insel deckt? Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht wirkte der Gesang und erinnerte unwillkürlich an die ferne Heimat. —

Hier und dort erhoben sich die Tierchen und schmetterten die frohen Weisen. Immer weiter wurde ich von ihnen in das Tussokgras gelockt. Sie waren in grofser Zahl vertreten und belebten hauptsächlich die grünen Flächen bis ca. 80 Meter Höhe, darüber gingen sie selten. Oft durchsuchten sie am Meeresstrande den angeschwemmten Tang nach Nahrung und an den Rändern der kleinen Pfützen und Süfswasserseeen auf dem Plateau zwischen Steinen nach Käfern und Fliegen, die zahlreich vertreten waren. Mitten unter See-Elefanten und Raubmöwen führen die Pieper ein beschauliches Dasein. Vor den ersteren zeigen sie nicht die geringste Furcht und den unbeholfenen Raubmöwen entgehen sie durch den raschen Flug. Anfang Dezember fingen die Pieper an, ihre Nester zu bauen, die in den Büscheln des Tussokgrases tief versteckt waren.

Noch lange Zeit konnte ich diese kleinen Geschöpfe beobachten, als ich schon meinen Weg fortgesetzt hatte. Doch was geschah dort? — Eine unförmliche Masse wälzte sich zwischen den Büscheln des Tussokgrases vorwärts. Ein plumper Rumpf mit dickem Kopf erhob sich auf flossenartigen Vorderbeinen, die Nase wurde ballonartig aufgeblasen, und ein Trompetenton schallte mir entgegen, als wenn das alte Jericho noch einmal erstürmt werden sollte. Ein riesiger See-Elefantenbulle, über 4 Meter lang, stand mir mit offenem Rachen und grofsen Glotzaugen gegenüber. Ich mufs gestehen, dafs mir dieses Rendezvous nicht erwünscht gewesen ist. Respektsvoll wandte ich den Rücken und ging davon. Als Versuchsobjekt suchte ich mir eine See-Elefanten-Jungfrau aus, von ca. $2^1/_2$ Meter Länge, die im Tussokgrase auf dem Rücken lag und, pustend und keuchend, sich ruhig von den herabfallenden Schneeflocken bedecken liefs.

Das Unwetter hatte indessen nachgelassen, langsam brachen die Sonnenstrahlen durch das Gewölk und warfen von der blendenden Schneefläche das Licht mit einer Stärke zurück, dafs die Augen schmerzten. Rüstig schritt ich meines Weges in der Nähe des Strandes vorwärts. Doch kaum war ich einige hundert Meter weit gegangen, als drei Pinguine (*Pygoscelis papua*) aus dem Meere tauchten, an Land stiegen und langsam dem Innern zuwatschelten.

Ich wollte einmal sehen, ob es wohl möglich wäre, einen von ihnen zu fangen. Sofort machte ich mich an die Verfolgung. Als ich jedoch bemerkt wurde, rissen sie aus. Mit ihren Stummelflügeln balancierten sie geschickt und eilten, sicher von Stein zu Stein springend, schnell vorwärts. Ich hinterdrein. An einem Berge von ca. 10 Meter Höhe, dessen sanfter Anstieg ganz mit Schnee überdeckt war, hoffte ich, die Flüchtigen einzuholen. Ich hatte die Rechnung jedoch ohne den Wirt gemacht. Als die Pinguine an der Schneedecke des Berges angelangt waren, legten sie sich platt auf den Bauch und kletterten, mit Füfsen und Flügeln sich vorwärts schiebend, schnell in die Höhe, und während ich beim Ersteigen des kleinen Berges bis an die Kniee in den Schnee sank und nur mühsam weiter kommen konnte, hatten die Pinguine bereits den Berg erstiegen und waren meinen Blicken entschwunden.

Aber so leichten Kaufes gab ich mein Vorhaben nicht auf. Langsam arbeitete ich mich aufwärts und oben angelangt, bot sich mir ein überraschender Anblick dar. Ich befand mich plötzlich in einer Pinguinenstadt. Hier oben verflachte sich der Berg zu einem kleinen Plateau, auf dem gegen 400 Pinguinen eng beisammen wohnten. Die züchtigen Hausfrauen safsen auf Eiern in den Nestern, die sich wenig aus dem Schnee erhoben, während die Hausväter daneben standen und wichtige Ereignisse besprachen. Nur ab und zu mufste ein garstiger Junggeselle, der allzu vertraut und dreist wurde, durch einen kräftigen Schnabelhieb von den Brütenden in Schranken gewiesen werden.

Als ich auf der Bildfläche erschien, erhoben sich alle Vögel, blieben aber, mit der weifsen Brust, dem dunkeln Rücken und dem weifsen Nackenstreifen wie eine Abteilung völlig gleich uniformierter Soldaten stehen. Da ich nach dem langen Marsche Hunger verspürte, machte ich es mir in der Pinguinenstadt bequem. Ich nahm auf einem Grasbüschel Platz, ergriff die zunächst liegenden 3 Pinguineneier, trank deren Inhalt mit Behagen aus und sah dann dem Leben und Treiben dieser possierlichen Vögel zu.

Sicher wollten die Pinguine mit mir genaue Untersuchungen anstellen, welcher Platz im System des Tierreiches mir eigentlich zugewiesen werden sollte; denn die ganze Gesellschaft drängte sich bis auf ca. 3 Schritte um mich herum, alle richteten wie auf Kommando die Köpfe auf mich und plärrten laut und ungeniert, als wenn es aufser ihnen niemand auf der Insel gegeben hätte. Ein herrliches Dasein! Keine Feinde, nur freies Leben. Ich könnte sie fast beneiden.

Die Nester stehen in einer Entfernung von 1—2 Meter von einander ab. Sie bilden eine künstliche Erhöhung des Bodens, die stets mit frischem, grünem Moos belegt ist. Die Nestmulde war durchschnittlich 28 cm lang und 13 cm tief. Jedes Nest enthielt nur ein Ei. Die Eier und besonders der fettreiche, rotgelbe Dotter sind in gekochtem Zustande von gutem Geschmack, das Eiweifs ist jedoch sehr zähe und durchsichtig wie Gelatine.

Aufser diesem Papua-Pinguin beherbergt Süd-Georgien noch mehrere Pinguinarten, von denen ich jedoch nur den majestätisch einherschreitenden Königspinguin (*Aptenodytes longirostris*) in einem Exemplar gesehen habe. Das Fleisch der Pinguine ist pechschwarz und ziemlich zähe, aber wir als Schiffbrüchige schätzten es als grofse Delikatesse. Es wurde dadurch geniefsbar gemacht, dafs es so lange mit einem Hammer oder Stein bearbeitet wurde, bis es mürbe geworden war.

In nächster Nähe der Pinguinkolonie, etwa 100 Schritte weit entfernt, hatten sich ca. 150 *Sterna georgiae* häuslich niedergelassen, wenigstens trafen sie alle Anstalten zur Brut. Unaufhörlich ertönte das Zirpen und Zwitschern dieser graciösen Tiere, die alle platt auf der Erde zwischen und auf Steinen safsen, und dem heftigen Winde den schwarzgedeckten Kopf mit dem roten Schnäbelchen zuwandten. Bei meiner Ankunft flogen sie auf und erhoben ein Geschrei, als ob es sich um die Zerstörung ihrer Brut handeln sollte, wovon aber nichts zu finden war. Erst am 23. November wurden die ersten drei Eier gefunden.

In grofser Menge war diese Species zur Zeit der Ebbe am Strande zu finden, wo sie die liegen gebliebenen Pflanzenteile eifrig nach Weichtieren und dergl. durchsuchten. Die Seeschwalben waren unsere Wetterpropheten; denn vor Beginn eines Schneetreibens versammelten sich ganze Scharen von ihnen am Ufer und setzten sich dicht gedrängt neben einander. Jeder Vogel fertigte sich durch Bewegungen des Körpers eine Vertiefung in den mit

kleinen Steinen bedeckten Boden und duckte sich möglichst nieder, um so mehr Schutz vor dem Sturme zu haben. Gelangte aber ein Störenfried in die Nähe eines solchen Ruheplatzes, so erhob die ganze Gesellschaft schon von Weitem einen Höllenlärm, flog dann auf, um nach beendeter Gefahr sofort wieder die Plätze in den Vertiefungen zwischen den Steinen einzunehmen.

Ich setzte meinen Weg in der Nähe des Strandes fort, als ich schon von weitem im Tussokgrase die kräftige Gestalt eines *Ossifraga gigantea* sitzen sah. Langsam näherte ich mich, um an den Vogel so nahe wie möglich heranzukommen, aber auch in allernächster Nähe blieb er ruhig sitzen. Als ich ihn mit meinem Stocke vom Neste stofsen wollte, hackte er danach und spie eine scheufsliche, übelriechende Flüssigkeit aus, blieb aber sitzen. Auch dann rührte er sich nicht, als ich das darunter liegende Ei ergriff und fortnahm. Es war dieses das einzige Mal, dafs ich solches beobachten konnte, in anderen Fällen verliefsen die Vögel schon ihre Nester, bevor man sich diesen näherte.

Wenn Rey[1]) in seinem Werke angibt, dafs der Riesen-Sturmvogel auf steilen Klippen felsiger Inseln nistet, so beruht dieses auf einer Verwechslung mit *Diomedea fuliginosa. Ossifraga gigantea* nistet in Gesellschaften bis zu 12 Stück im Tussokgrase auf plateauartigen, ausgedehnten Stellen, die nicht höher als ca. 30, höchstens 50 Meter über dem Meeresspiegel stehen und frei von jeglichen Felsen sind. Eier wurden am 14. und 24. November gefunden. Zur Anlage der Nester war das Gras ausgerissen oder abgebissen, sodafs der torfartige Boden zum Vorschein kam. Jedes Nest enthielt ein Ei.

Was den Flug von *Ossifraga gigantea* betrifft, so ist er nicht so gewandt wie von *Diomedea*, besonders schlägt *Ossifraga* häufiger mit den Flügeln.

Das Plateau, das ich nunmehr verliefs, fiel jetzt ziemlich steil zum Meere ab, an dasselbe grenzte ein Sumpf, der sich nur wenige Meter über dem Meeresspiegel erhob. Die Stille der Natur wurde nur unterbrochen vom lieblichen Gesange der Pieper und von einem eigentümlichen Pfeifen, das wie ein Warnungsruf bald hier bald dort im Sumpfe erklang. Ich schlich mich behutsam näher und bemerkte ca. 10 Krickenten (*Querquedula Eatoni*), die ruhig mein Näherkommen abwarteten und sich möglichst hinter den Büscheln des Tussokgrases zu verstecken suchten. Sie standen bewegungslos mindestens 5 Minuten lang, dann zogen sie langsam unter Deckung, teils laufend, teils schwimmend weiter, bis sie an den Rand des Sumpfes anlangten. Hier blieben sie stehen und betrachteten mich wieder in Ruhe. Als ich näher kam, flogen sie auf und liefsen sich auf dem Meerwasser in der Nähe des Landes nieder.

[1]) Rey. Die Eier der Vögel Mittel-Europas. Gera-Untermhaus 1904.

Eine aufserordentlich grofse Anzahl dieser Species konnte ich in einer, bis dahin unbekannten Bucht im Norden der Cumberlandbay constatieren, sodafs ich dieser Bucht den Namen „Entenbucht" verlieh.

Bei dem vorhin erwähnten Sumpfe konnte ich auch 3 *Phalacrocorax carunculatus* beobachten, die auf einem aus dem Meerwasser hervortauchenden Felsblocke safsen und ruhig in das Wasser blickten. Sie liefsen mich bis auf ca. 20 Schritte herankommen, flogen dann aber auf das freie Wasser. Bei der Station wurden gleichfalls einige angetroffen und geschossen, ihr Fleisch schmeckt ebenso wie das der Pinguine.

Lange stand ich noch in diesem stillen Winkel und erfreute mich an dem Leben und Treiben, das mich umgab. Doch die Zeit mahnt zum Aufbruch, und der Weg ist lang. Mühsam erklettere ich wieder das Plateau und nehme damit Abschied vom Meere, da ich auch das Innere von Süd-Georgien kennen lernen will. Schwer senkt sich jetzt ein dichter Nebel nieder und hüllt die Umgebung in einförmiges Grau, und die Sonne, die noch wenige Minuten vorher so klar geschienen, zeigt sich jetzt als dunstige, matt glänzende Scheibe am Himmel. Oft habe ich erfahren müssen, dafs dieser plötzlich eintretende Nebel geradezu gefährlich werden konnte, wenn ich im Hochgebirge auf steilen und schwer zu passierenden Pfaden von ihm überrascht wurde. Aber hier auf dem plateauartigen Gelände konnte ich sicher fortschreiten.

Während ich kaum im Stande war, 30 Meter weit zu sehen, mufste mich eine Raubmöwe bemerkt haben; denn eine solche stiefs mit einer Kraft aus dem Nebel dicht über meinem Kopfe dahin, dafs ich den Luftdruck spürte und mich unwillkürlich duckte. Zweimal gelang es mir, mit dem erhobenen Stocke vorbeischiefsende Raubmöwen flügellahm zu schlagen. Es sind kühne und verwegene Räuber. Stundenlang lauern sie an Erdlöchern auf dem Plateau, in denen tief versteckt kleine Sturmvögel (*Prion turtur*) nisten, um ihrer habhaft zu werden. Aufreifsen können die Raubmöwen diese Löcher mit ihrem kräftigen Schnabel nicht, weil der Boden trotz der saftigen, grünen Grasbestände fest gefroren ist. Sobald sich aber einer von den kleinen Erdbewohnern an die Aufsenwelt wagt, wird er ergriffen und schleunigst verzehrt, oder für spätere Zeiten aufbewahrt. Oft konnte ich solche Futterdepots, aus 10—12 getöteten Sturmvögeln bestehend, in weiten Erdlöchern, die mit überhängendem Tussokgrase bedeckt waren, nachweisen. An allen Cadavern waren die Augen und das Gehirn, warscheinlich als wohlschmeckendste Teile, zuerst ausgehackt, so dann folgte die Brustmusculatur und als letztes die Eingeweide. Überall auf dem Plateau lagen die blaugrauen Federn von *Prion turtur* zerstreut umher, und wo diese häufiger anzutreffen waren, konnte ich sicher sein, angesammelte Cadaver dieser Vögel in gröfserer Menge zu finden.

Wie diese kleinen Taubensturmvögel ihre Nistlöcher in den festgefrorenen Boden mit dem schwachen Schnabel eingraben mögen, ist mir unerklärlich, sicher werden zum Nisten oftmals alte Gänge benutzt, die alljährlich etwas renoviert und erweitert werden; denn man findet deren solche von $^1/_2$ bis 1 Meter Länge. Die Tiere verraten ihre Anwesenheit in den Gängen durch einen gurrenden Ton, der recht oft ausgestofsen wird. Es ist bemerkenswert, dafs grade da, wo die Taubensturmvögel häufig nisten, auch ihre Totfeinde, die Raubmöwen, ihre Brutstätte aufgeschlagen haben.

Ich lenkte meine Schritte nunmehr quer über das Plateau nach dem Hamberg-Gletscher. Zunächst durchschritt ich einen 4 Meter breiten, ziemlich seichten Gebirgsbach, welcher die vom Gletscher herabgestürzten und zu Wasser gewordenen Schnee und Eismafsen dem Meere zuführte. Damit stand ich an der Grenze des Bekannten, ich betrat nunmehr unerforschtes Gebiet. Allmählich entfernte ich mich immer weiter vom Meere, das laute Geschrei der Seevögel verstummte, das Toben der Brandung klang nur noch gedämpft hinüber, die Raubmöwen wurden seltener und liefsen schliefslich von ihren Angriffen ab. Der Nebel hinderte nach wie vor jeden Fernblick, es wurde still — ganz still um mich. —

Aber auch die Gegend war eine andere geworden. Der Flufs erweiterte sich zu einen kleinen Gletschersee, der von drei Seiten mit dunkeln Gesteinsmassen eingeschlossen war, die aus dem Nebel gespenstisch mit unbestimmten Umrissen emportauchten. Ich sah mich genötigt, meinen Weg durch die vielen Schluchten die Berge hinauf, über schmale Gebirgsgrate hinweg, vorsichtig überall mit dem Stocke tastend, zu nehmen.

Dann aber erschienen allmählich immer deutlicher auch in der Ferne die mächtigen Zinken und Spitzen, um mich herum wurde es freier und klarer, und die Sonne trat wieder glänzend hervor. Der Nebel war durchschritten, er lag endlich unter mir, wie eine dunstige, wogende Masse; und hier oben, ungefähr 200 Meter über dem Meeresspiegel, bot sich ein Panorama von einer gewissen melancholischen Grofsartigkeit dar. Bergrücken und Bergspitzen zackten sich in monotoner Perspective kulissenartig hinter einander auf. Nach dem Innern verlor sich das Gebirge zu schattenhaften Massen, von Eis und Schnee bedeckt, und in dichte Wolkenknäuel und Nebel eingehüllt. Und dort zur linken Hand hing die ungeheure Masse des Hamberg-Gletscher, zwischen zwei Felsblöcken eingezwängt, wie ein erstarrter Flufs herab, während darunter die in Nebel gehüllte Tiefe wie ein gähnender Rachen geöffnet schien, um die losgebrochenen Eisblöcke in sich aufzunehmen. Alles war einsam und tot. Nur unbedeutende Insekten, einen Käfer, eine Fliege und eine kleine schwarze Spinne konnte ich hier unter Steinen versteckt entdecken. Auch die Pflanzenwelt hatte sich von dieser unwirtlichen Gegend fernge-

halten. In den engen Felsspalten des nackten Gesteins fristete nur eine winzige, ebenso düster wie die Umgebung gefärbte Moosart ihr kümmerliches Dasein.

Da — mit einem Male schien Leben in die starre Natur zu kommen. Aus der Richtung vom Hamberg-Gletscher her ertönte ein Geräusch, wie der Donner eines fernen Erdbebens. Die schweigende Schneewelt trug den Schall von Fels zu Fels. — Die Riesen der Natur erwachen zur Schlacht. — Das Gletschereis ringt mit den einzwängenden Felsen. Ein Knirschen, Knarren, Bersten ertönt, und mit Krachen und dumpfem Gepolter stürzt ein abgebrochener Eisblock mit Schutt, Geröll und losgerissenen Felsstücken in die Tiefe. Hier zersplittert er auf dem harten Gestein in kleinste Teile, die von den Sonnenstrahlen beschienen, in wunderbarem Glanze aufleuchten und in allen Regenbogenfarben sich spiegeln. — Noch rollen losgelöste Schneemassen, mit Schnelligkeit zu Lawinen anwachsend, nach unten, zerschellen hier gleichfalls mit lautem Getöse, und ein Drama — den gewaltigen Kampf der Urkräfte und Urgestalten darstellend, ist zu Ende! Lautlose Stille herrscht wieder über der toten Natur. — Ich komme mir unendlich klein und verlassen vor. Was ist ein Mensch inmitten dieser Urgewalten der Natur?

Solch ein Kampf ist unleugbar ein grofsartiges Schauspiel. Man fühlt sich in Gegenwart titanischer Gewalten, und es ist erklärlich, dafs ängstliche Gemüter das Gefühl haben, als ob vor jenen nichts bestehen könne. —

Aber ich schien doch nicht ganz allein in dieser trostlosen Einöde zu sein. Durch den Lärm der herabgefallenen Schnee- und Eismassen aufgescheucht, umflogen jetzt die Gipfel der starren Berge mehrere schneeweifse Vögel, es waren einige *Pagodroma nivea*, die ich am Meere nur dann beobachten konnte, wenn sie ihrer Nahrung nachgingen, sonst sind es echte Bewohner des Hochgebirges. Auch jetzt schwebten sie eine Zeit lang um die Gipfel und liefsen sich dann zwischen zerbröckelten Fels- und Gesteinsmassen nieder.

Unterdessen hatte sich das Wetter gänzlich aufgeklärt. Der Nebel unter mir war geschwunden, und in der Ferne konnte ich wieder das Meer erblicken. Die Sonne stand im Mittag und schien freundlich dort auf jenen Bergesriesen, zu dessen Gipfel ich noch gelangen wollte, um von ihm aus die Fernsicht zu geniefsen. Da dieser Berg in der Nähe unserer Wohngebäude lag, trat ich damit zugleich den Heimweg an.

Rüstig kletterte ich mehrere Berge hinauf und gelangte wieder an ein plateauartiges Hügelland, das nur stellenweise von gröfseren Schneeansammlungen unterbrochen und von schnell fliefsenden Bächen durchkreuzt wurde. Absichtlich vermied ich diese trügerischen Schneedecken, die sich besonders über die Täler nur in dünner Lage nach Art einer Hängebrücke ausbreiteten, während unter ihnen ein reifsender Gebirgsbach dahinschofs.

Auch jetzt dehnte sich eine Schneefläche nach beiden Seiten hin weit aus. Ich hätte zu viel Zeit verloren, wenn ich sie hätte umgehen wollen. Aus der Bodensenkung schätzte ich nur eine ungefähre Tiefe von $1^1/_2$ Meter unterhalb der Decke, und ich entschlofs mich daher, quer hinüber zu schreiten. Langsam, auf allen Vieren kriechend, um so mein Körpergewicht auf eine gröfsere Fläche zu verteilen, kam ich bis zur Mitte an, dann aber brach ich durch und stand mit einem Male bis an die Kniee in einem Gemenge von kaltem Wasser und Schnee. Gerade konnte ich noch mit den Augen über die Oberfläche der Schneedecke hinwegsehen. Ich freute mich wenigstens, dafs meine Schätzung hinsichtlich der Tiefe richtig gewesen war, und watete nun in aller Ruhe hindurch, da meine langen Wasserstiefel mich vor Durchnässung geschützt hatten; und weiter ging es dann dem Ziele entgegen.

Ich mochte vielleicht eine halbe Stunde lang meinen Weg verfolgt haben und hatte soeben eine Anhöhe erstiegen, als ich vor mir ein weites Thal ausgebreitet sah, in dessen Grunde ein See in Dreiecksgestalt lag. Seine Ufer waren von unzähligen, scheuen Möwen (*Larus dominicanus*) bevölkert, natürlich fehlten hier auch die Raubmöwen nicht. Alles fischte nach Muscheln (*patella*) und Crustaceen, und eine Unmenge leerer Schalen bewies, dafs die Nahrung hier nicht knapp gewesen. Ich nannte diesen See, der gleichfalls auf keiner Karte verzeichnet stand, nach dem belebenden Element „Möwensee". Auch 2 Nester mit 2 und 3 Eiern von *Larus dominicanus* habe ich hier entdecken können. Das eine Nest stellte nur eine einfache Vertiefung des Bodens, mit wenigen Halmen ausgelegt, dar, das andere besafs aufsen eine Länge von 34,5 cm, während die Nestmulde 21,5 cm lang und 12 cm tief war; ein sorgfältig gebautes Nest aus frischem Moos und Tussokgrashalmen!

Als ich den See bereits verlassen hatte, wurde ich plötzlich von einer Raubmöwe in einer Weise angegriffen, dafs ich annahm, ich mufste mich in der Nähe eines Nestes befinden. Ich hatte Recht gehabt. Mit nach hinten erhobenen Flügeln und weit aufgerissenen Schnabel erhob sich eine Raubmöwe von ihrem Neste, in dem 3 Eier zu sehen waren, und kreischte mich mit rauher Stimme an, während ihr Gatte nach meinem Kopfe stiefs, so dafs ich ausgiebigsten Gebrauch von meinem Stocke machen mufste. Unter fortwährendem Schlagen näherte ich mich dem Neste, stiefs den dabeistehenden Vogel mit dem Stocke heftig fort, ergriff die Eier und verschwand schleunigst aus der Nähe der wild gewordenen Ehegatten. —

Bald wurde das Gebirge rauher, wilder, zerrissener. Der Fufs des Berges, dessen Gipfel ich ersteigen wollte, war erreicht. Die ganze Mauer, die sich mit einem Winkel von ca 45° auftürmte, war von oben bis unten mit lose über einander geschichteten Felsblöcken, scharfkantigen, bis 1 Meter grofsen Schieferplatten, mit Geröll und Schuttmassen bedeckt. Nur hier und dort traten

Schuttmassen, mit lehmartigem Boden vermengt, hervor, in welchen man einige Zoll tief einsinken konnte.

Bevor ich in die Höhe kletterte, stellte ich meinen Kartoffelkorb, den ich zum Einsammeln naturwissenschaftlicher Gegenstände mitgenommen hatte, bei Seite, dann begab ich mich in die höheren Regionen. Der Aufstieg ging, trotz der Müdigkeit in meinen Füfsen, über Erwarten gut von Statten. Am besten kam ich noch durch Kriechen auf allen Vieren vorwärts. Oft mufste ich mich auf ein Felsstück setzen, um auszuruhen. Manchmal gerieten die Schieferplatten ins Gleiten, ich fuhr dann eine Strecke bergab und mufste dabei Obacht geben, ob mir nicht etwa ein Felsblock nachrollte und mich niederdrücken wollte. Aber alle diese Zwischenfälle waren von geringer Bedeutung, und nach einigen Stunden stand ich wohlbehalten auf einem ausgedehnten Absatze des Berges.

Es war noch nicht der Gipfel. Dieser wurde gebildet von einem einzigen Felsstück, das 1200 Schritte lang, 500 Schritte breit und ca. 100 Meter hoch, oben auflag und als Abschlufs des Berges mit Schneemassen gedeckt war. Auch hier konnte die charakteristische Parallelstreifung des Gesteins, deren ich an anderer Stelle Erwähnung getan, durch den ganzen Fels hindurch mit einem Neigungswinkel nach dem Innern der Insel nachgewiesen werden. Welche ungeheure Kraft müssen die Elemente aufgewandt haben, um diesen Riesenblock so weit zu heben, dafs er sich nach einer Seite neigen konnte!

Da ich auch noch diesen isolierten Felsen ersteigen wollte, suchte ich nach dem bequemsten Wege und gelangte dabei an einen Abgrund, der den wahren Eingang in ein Höllental zu bilden schien. Wie die Wälle einer urweltlichen Riesenburg türmte sich rechts der eben beschriebene Felsen und links gleichfalls eine dunkle, senkrechte Felsmauer auf, deren Absätze und obere Endpartieen mit überhängenden Schneemassen angefüllt waren. Beide Mauern fielen nach unten ziemlich steil, ca. 20 Meter tief, ab. Unten traten sie so nahe an einander, dafs sich nur mühsam ein Gebirgsbach durch das wilde und zerklüftete Gestein durchnagen und hindurch zwängen konnte. Der Ton des in der Tiefe gurgelnden Wassers drang unheimlich nach oben. Kein Lichtstrahl erhellte die finstere Schlucht. Eine schauerliche Einöde, der Ernst und die Stille des Todes!

Ich kehrte um und erstieg den Gipfelfelsen an einer geeigneteren Stelle. Nach geraumer Zeit langte ich oben an und befand mich damit am Ziel meiner Wünsche. Ich stand nun, ca. 550 Meter über dem Meeresspiegel, und hatte einen freien Ausblick nach Norden, während das Innere der Insel auch jetzt noch dichter Nebel einhüllte.

Es war bitter kalt. Über mir der klare, wolkenlose Himmel, und rings um mich eine grofsartige Einsamkeit, stiller als das Reich der Toten. — Die noch ungebändigte, unerforschte, und

der Kunst des Menschen trotzende Natur. Tief unter mir die winzig kleinen Häuschen unserer Station, im Norden und Osten das nebelgraue Meer, und fern im Westen, wie eine matt glänzende Ampel, die Sonne tief am Horizont. Mit flammendem Rot hob sie sich von dem kalten, blendend weifsen Schnee ab. — Aber wahrhaft schön wurde erst der Anblick, als sie sich der schimmernden Fläche des Oceans näherte, langsam in ihn hinabtauchte und endlich in Purpurglut verschwand. — Lange noch glühte der Horizont in rosigem Schein, der mich über die trostlose Oede der Landschaft völlig hinweg täuschte. —

Auf meinen derben Knotenstock gestützt, stand ich, bis über die Kniee im Schnee, hier oben in Gedanken versunken und weidete mich an dem herrlichen Schauspiel. Alles war starre, tote Natur, nur einige *Pagodroma nivea*, ebenso weifs gefärbt wie der umgebende Schnee, umkreisten in lautloser Stille den einsamen Felsen wie flüchtige Gespenster und suchten durch nahes Vorbeihuschen mich aus ihrem unumstrittenen Reiche zu verscheuchen. Ich war entzückt über diese wunderbaren Gegensätze im Reiche der Natur. — Aber tiefe Trauer ergriff mich bei der Erkenntnis, dafs all diese Schönheit sich über eine tote Welt ausbreitete; war es doch dieselbe Sonne, welche dort im fernsten Norden sonst so freundlich mein schönes Heimatland beschien. — Gedachte dort wohl jemand meiner? — —

Nicht war es das Alleinsein, das mich so elegisch stimmte, auch nicht die Tatsache, dafs ich als Schiffbrüchiger meine ganze Habe verloren, sondern lediglich der Umstand, dafs das Auge nach dem Sonnenuntergange hier in der toten, überall gleichförmigen Natur vergebens einen Ruhepunkt suchte. Der Blick schweifte unwillkürlich in die Ferne, die Gedanken eilten noch schneller als dieser und — eh' ich's gedacht, war ich zu Haus! —

Doch schnell trat ich den Rückweg an. Der Mond warf sein klares und volles Licht auf die monotone Scenerie, und lange, bleiche Schatten der Berggipfel schienen bis in das Unendliche sich auszudehnen. Deutlich konnte ich noch lange Zeit hindurch die geringste Unebenheit des Weges erkennen und daher sicher und rasch abwärts schreiten. Dann aber trat die Dämmerung ein. —

Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen!

Immer tiefer stieg ich das Gebirge hinab. Endlich tönte mir wieder das Rauschen des Meeres entgegen, hier und dort umkreiste mich eine einsame Raubmöwe, die ich aus ihrem Schlummer gescheucht hatte, und dort tauchten im Halbdunkel bereits drei bekannte, hier in der Einsamkeit liegende Gräber, vor mir auf. Ich wufste die Inschrift auf den morschen Holzkreuzen schon auswendig. Es ruhen hier in festgefrorener Erde ein Fafsbinder, ein 19 jähriger Jüngling und auch ein College von mir — ein Arzt.

Schweigend sammelte ich einige unscheinbare Blüten und legte sie als Schiffbrüchiger auf die vergessenen Gräber der Schiffbrüchigen nieder. Dann ging ich weiter. Aber nun befand ich mich schon in der Nähe unserer Station. Das Bellen der Hunde schlug wieder an mein Ohr, ich erblickte Licht in den Fenstern niedriger Häuser, und kurze Zeit darauf kroch ich in die Wolldecken meines einfachen Lagers.

So lebte ich auf Süd-Georgien!

Aber die Tage unseres Aufenthaltes im fernen Süden waren zu Ende, wir sollten mit einem Dampfer der Station nach Buenos Aires reisen, um von hier durch Vermittelung des norwegischen Consulats nach Europa zurückzukehren.

Am 9. Dezember in aller Frühe nahm ich Abschied von der eisumstarrten Insel, die ich während meines vierwöchigen Aufenthaltes lieb gewonnen hatte. Noch aus der Ferne vom Schiffe aus konnten wir bei dem hellen Mondschein bemerken, wie die Meereswogen das Gestade Süd-Georgiens peitschten.

Hei, wie an dem Felspalaste
Grollend wühlt die grimme See,
Schaum empor zischt zu den Mauern,
Reiner als der reinste Schnee!
Schimmernd in des Mondes Silber,
Zischt ihn weg des Berges Wut.
Unbesieglich kämpfst du weiter,
Schreckensvolle Meeresflut!

Nycticorax nycticorax (L.), Brutvogel in Westpreufsen.

Von Amtsrichter **Dr. Henrici**-Deutsch-Eylau.

Wenngleich der Nachtreiher zu den seltenen deutschen Brutvögeln von den meisten Autoren ornithologischer Werke gerechnet wird, so ist doch die Zahl der wirklich aufgefundenen Brutplätze äufserst gering. Schon Rechtsanwalt Kollibay, der über die zuletzt in Deutschland aufgefundene Kolonie (bei Breslau im Jahre 1898) berichtet (s. Journal f. Ornithologie 1900 S. 152 ff.), weist darauf hin, dafs aufser dem von ihm berichteten Falle nur noch der in Brehms Tierleben (sowie bei Naumann, und bei Borggreve, Vogelfauna von Norddeutschland S. 124) erwähnte, nämlich die 1863 bei Göttingen entdeckte Kolonie, in Betracht zu ziehen sei. Im Naumann ist allerdings ferner angegeben, dafs auch bei Quenstedt am Unterharz in den 50er Jahren Nachtreiher gebrütet hätten. Es ist wohl möglich, dafs der Vogel noch mehrfach innerhalb Deutschlands gebrütet hat und auch noch brütet, allein positiv bewiesen ist dies nicht.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im Besonderen in der Provinz Westpreufsen. Alle paar Jahre wird mal ein Nachtreiher